Wie sich begegnen in Zeiten der Ansteckung?

„Hersbruck inklusiv“ lud Passanten zu spontanem Gedankenaustausch rund ums Rathaus ein – Viele Fragen blieben ohne Antwort

HERSBRUCK (kp) – Was hat die Corona-Pandemie und der zu ihrer Eindämmung verhängte Shutdown mit den Menschen gemacht? Hat die Ausnahmesituation sie in die Isolation getrieben? Und wie kann Kommunikation glücken, wenn Abstandsregeln und Maskenpflicht so alltägliche Gesten wie Händeschütteln, Umarmen oder ein freundliches Lächeln unmöglich machen? Die Aktiven des Projekts „Hersbruck inklusiv“ haben nach Antworten gesucht.

„Für mich hat Corona nichts geändert“, sagt ein Mann und ergänzt mit einer guten Prise Ironie, dass er „Isolation seit Jahren sehr gut kennt“. Seit langem auf seinen Rollstuhl angewiesen, habe er das von vielen derzeit so sehr vermisste „Halligalli im Biergarten oder der Disco“ schon vor der Pandemie nicht gebraucht. Sehr wohl dagegen die Unterstützung seiner Frau, ohne die er manche Situation im Alltag nicht bewältigt.

Abstand, Mund-Nasenschutz – und trotzdem ein ausgiebiger Gedankenaustausch? Bei der Aktion „Begegnung neu lernen“ von „Hersbruck inklusiv“ rund ums Rathaus gelang dies schon recht gut, auch wenn am Ende mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gefunden wurden. Foto: Porta

Alarmglocken läuteten

Weil sie in der Arbeit aber oft mit Kunden in Kontakt kommt, nahm das Coronavirus dann doch massiv Einfluss: Seine Frau fühlte sich auf dem Höhepunkt der Pandemie krank, musste in Quarantäne – und brachte das fein austarierte Miteinander damit gehörig ins Wanken, zumindest bis ein paar Tage später klar war, dass sie sich „nur“ eine Erkältung eingefangen hatte. „Da sind bei uns die Alarmglocken so richtig losgegangen“, erzählt der Mann – was, wenn seine Frau doch an Covid-19 erkrankt wäre? Eine der vielen Fragen, die an diesem Nachmittag gestellt wurden, auf die freilich niemand eine Antwort zu geben wusste.

Das aber war auch nicht unbedingt der Anspruch der Aktion von „Hersbruck inklusiv“ – das spiegelte sich nicht zuletzt auch im ambitionierten Motto „Begegnung neu lernen“ und passt in eine Zeit, da die halbe Welt „auf Sicht fährt“. Dafür hatte die Steuerungsgruppe des Projekts, in dem seit gut vier Jahren Caritas, verschiedenste Sozialträger und Organisationen wie Rummelsberger, Diakonie, Lebenshilfe oder „Zukunftswerkstatt“ mit Bürgern nach Rezepten und Ideen für ein möglichst gelungenes „Miteinander in Vielfalt“ suchen, rund ums Rathaus einige Stuhlkreise aufgebaut, um mit Passanten ins Gespräch zu kommen. Und so die von vielen als lähmend empfundene Isolation des Shutdowns aufzubrechen.

Das sei „echt toll“ gelungen, zog Sozialpädagogin Brigitte Bakalov von der Selbsthilfekoordinationsstelle Kiss Nürnberger Land ein positives Fazit der gut zwei Stunden. Bei allen, die sie ansprach, habe sie großen Redebedarf ausgemacht – und eine große Bereitschaft, auch intimste Details preiszugeben. „Viele Menschen empfinden es offenbar als großen Mangel, häufig kein offenes Ohr für ihre Belange zu finden“, sagte sie.

Beredtes Beispiel: eine junge Frau, die mit ihrer Oma den sonnigen Nachmittag am Hirschbrunnen genoss. Die ältere Dame stammt aus Kurdistan und fühlt sich wohl in Hersbruck, obwohl sie selbst nicht Deutsch spricht und nur ein paar Brocken versteht. Im Kreis der großen Familie ist das nicht weiter schlimm, nur auf dem Marktplatz macht das einen Austausch mit Einheimischen unmöglich. Die Enkelin wiederum freute sich sehr, von Brigitte Bakalov angesprochen zu werden: „Das habe ich bis jetzt noch nie erlebt, das finde ich ganz toll“, sagte sie ihr, sichtlich aufgeregt.

Einfach nur „Spinner“?

Als schier unüberwindbares Hindernis erweisen sich mitunter extreme Positionen: So beklagten sich zwei Frauen, die sich selbst als Verschwörungstheoretiker und Impfgegner bezeichnen, deswegen in eine (ideologische) Ecke gestellt, gemieden oder einfach als „Spinner“abgestempelt zu werden – obwohl es in Demokratien doch die Möglichkeit geben müsse, anders zu denken.

Ein weiterer Gesprächspartner schützte zunächst vor, keine Zeit zu haben, dann aber sei es doch förmlich aus ihm heraus gesprudelt: Früher Alkoholiker, habe er seiner Sucht inzwischen abgeschworen und engagiere sich nun sozial – als Alltagsbetreuer für demente Menschen. Sein neues Credo: zwischenmenschliche Begegnung im Realen statt kaltem Austausch in der virtuellen Welt.

Michael Groß, Geschäftsführer des Caritasverbands Nürnberger Land, legte seinen Fokus eher auf die Frage, wie seine Gesprächspartner den Shutdown verbracht haben und wie sehr dieser ihr Leben veränderte. „Gar nicht“, sagte ihm ein junger Mann, „ich habe jeden Tag meine Arbeitskollegen getroffen und sonst per WhatsApp Kontakt gehalten.“ Einzig die Vorgabe, auf dem Weg in die Arbeit im Zug Mund-Nasenschutz tragen zu müssen, habe ihn „genervt“.

Ähnlich empfindet seine jüngere Schwester, doch gestört hat sie, dass sie nicht mehr in die Schule gehen konnte – und deshalb ihre Freundinnen schmerzlich vermisste, das Reden mit ihnen, das Sich-Sehen und ganz besonders die Umarmungen. „Das kann ein Anruf oder eine Nachricht auf WhatsApp einfach nicht ersetzen“, sagt sie, ebenso wenig wie das monatelang ausgefallene Fußballtraining. „Leben ohne Corona ist besser“, sagt sie trocken.

Weil das Virus aber nun einmal da sei, „müssen wir eine neue Form finden, miteinander in Kontakt zu kommen“, wirft der Herr im Rollstuhl ein, „gerade wir als soziale Wesen brauchen das unbedingt.“ Das gelte umso mehr für schutzbedürftige oder gehandicapte Menschen, die in Senioren- und Pflegeheimen, gemeinschaftlichen Wohnformen, oder sogenannten „Einrichtungen zur Eingliederungshilfe mit Tag- und Nacht-Versorgung“ (früher als „Heime“ bezeichnet) unter besonders strikten Corona-Regelungen litten und immer noch leiden. „Für sie ist die Situation sehr übel“, sagt Michael Groß, werde von vielen als Gefängnis beschrieben. Bei Telefonaten mit Heimträgern aus anderen Kreisen habe er immer wieder gehört, dass Bewohner teils nicht einmal mehr ihr Zimmer verlassen durften, um nur ja keinen Infektionsausbruch zu riskieren.

Wer soll entscheiden?

Das werfe teils grundlegende ethische Fragen auf, so Groß: „Dürfen wir zum Schutz der Vielen den Einzelnen isolieren?“ Was zum Beispiel soll einem alten Vater gesagt werden, wenn er seine Tochter sehen will – und dabei ganz bewusst auch das Risiko in Kauf nimmt, sich bei ihrem Besuch anzustecken? Darf sich die Gesellschaft da zum „Herrn über Leben und Tod machen“ oder sei sie nicht eher in der Pflicht, auch für solche extremen Fälle neue Begegnungsformen zu finden?

Das hänge auch vom Pflegepersonal ab, das dabei ja ebenfalls ein gewisses Infektionsrisiko eingehe, von den anderen Bewohnern ganz zu schweigen, gibt eine ältere Dame zu bedenken. Werde es von ihnen aber getragen, müsse auch eine andere Form der Begegnung gefunden werden. Wie die freilich aussehen kann, blieb an diesem Nachmittag offen – allerdings mit dem unausgesprochenen Auftrag an uns alle, intensiv über die „neue“ Kommunikation in Zeiten von Abstandsregeln und Maskenpflicht nachzudenken. „Sonst“, sagt Michael Groß, „sind alle Bemühungen um Inklusion am Ende.“